



Bromberg, Sonntag, den 20. Januar.



Die Krönung Friedrichs I. von Preußen 1701.

Zur 200 jährigen Jubelfeier der Erhebung Preußens zum Königreich.

Du Adler, jung und sonnenkühn,
 Nun rege Deine stolzen Schwingen!
 Des alten Föllernstammes Blüh'n
 Soll Könige und Helden bringen.
 Du Eiche, trutziglich und stark,
 Der Stürme nicht und Wetter
 schaden,
 Nun schirmt Du, statt des Nordens
 Mark,
 Ein Königtum von Gottes Gnaden.

O Stunde einer großen Zeit,
 Die unsre Ahnen einst erfahren,
 Dein Ruhm und Deine Herrlichkeit
 Strahlt heller nach zweihundert
 Jahren.
 Was jenen Traum der Zukunft
 war,
 Heut dankerfüllt die Enkel preisen.
 Summ cuique! — Der Föllernaar,
 Er hielt getreu, was er verheissen.

V. Keller.

Durch die Braudung.

Novelle von W. Kindé.

[Fortsetzung.]

[Nachdr. verb.]

„Wollen die Herrschaften den Kaffee hier oder auf dem Verdeck einnehmen?“ fragte die Aufwärterin. — „Auf Deck,“ beeilte sich der Assessor zu antworten. — „Darf ich hier bleiben?“ bat Gerda, die im stillen den Plan gefaßt hatte, sich noch mehr Erdbeeren zu erbetteln, sobald sie mit der Aufwärterin allein geblieben sei. „Darf ich?“ fügte sie, an diese gewandt, hinzu. — „Wenn Papa und Mama es erlauben.“ — Diese Antwort belustigte den Assessor höchlich, während sie auf Walborg einen peinlichen Eindruck machte. Sie war nicht konventionell veranlagt; dennoch hatte sie mehr als einmal gedacht,

daß diejenigen, die sie nicht kannten, glauben müßten, daß — sie erröthete bei dem bloßen Gedanken und eilte auf Deck, es dem Uffessor überlassend, ihr Verhältnis klar zu stellen.

Die See war tiefblau, hier und da tauchten weiße Segel auf, und über dem ganzen wölbte sich der blauweiße Himmel. Der bloße Anblick machte einem das Herz froh. Nur im Südosten erblickte man eine dunkle Wand mit schwefelgelben, verschimmenden Konturen.

„Ich habe viel versäumt,“ sagte sie, während sie ihren Kaffee trank.

„Das waren auch meine Gedanken, als Sie sich heute vor-mittag so beharrlich einschlossen,“ erwiderte der Uffessor, der neben ihr Platz genommen hatte, als sei dies sein Recht. „Ich wünschte, Sie wollten einmal mit mir segeln,“ sagte er nach einer Weile, als ein Lustkutter an ihnen vorbeistrich. „Wollen Sie mir versprechen, das einmal zu thun?“

„Aber die Bekanntschaft wird ja nicht fortgesetzt,“ entgegnete sie scherzend.

„Nichtig!“ Es lag so viel Bitterkeit in dem Ausdruck seiner Stimme, daß sie nicht im Stande war, mit einem weiteren Scherz zu antworten.

Natürlich, er würde recht behalten! Ihr Herz krampfte sich zusammen bei dem bloßen Gedanken. Sie nahm ein Buch, er eine Zeitung zur Hand; aber während sie zu lesen schien, dachte sie daran, wie einsam ihr Leben gewesen und bis ans Ende bleiben würde. Er hatte ein Amt und die Erziehung seiner Kinder, die sein Leben ausfüllten; und würde er auch dann und wann ihrer gedenken, wie man eines Menschen gedenkt, dem man nahe getreten war, um gleich wieder von ihm getrennt zu werden, so würde ihn das doch nicht tiefer berühren. — Aber sie! Wie würde sie sich trösten können?

Ihre Geschichte war keine erfreuliche. Der Vater war durch einen Unfall verunglückt, wenige Monate vor ihrer Geburt, und vielleicht hatte der tiefe Schmerz ihrer Mutter dem Kinde schon seinen Stempel aufgedrückt, denn ein fröhliches Gesicht war Walborg nie gewesen. Der Mutter erinnerte sie sich nur als einer schwarz gekleideten, weinenden Frau, die nicht einmal die nöthige Kraft besaß, um den Wunsch zu hegen, weiter zu leben. Im Alter von vier Jahren war Walborg auch mutterlos und kam zu der Schwester ihres Vaters.

In dem wohlhabenden, spießbürgerlichen Hause wurde sie, als sie heranwuchs, eine Art Zwitwergen: halb Dienerin, halb Familienmitglied. Mit einem Wort, eine arme Verwandte, geduldet, aber nicht geliebt, die von allem den geringsten Theil bekam, nur nicht von der Arbeit und den Unannehmlichkeiten des täglichen Lebens.

Sie entwickelte sich im Aeußeren in vorteilhaftester Weise, sie wurde schön — schöner als irgend eine ihrer Cousinen. Das verdrängte ihr einen gewissen Respekt, gab aber auch Anlaß zu Neid und rief vor allem bei der Tante die Beschränkung hervor, daß sie deren Töchter im Wege stehen, oder daß einer der erwachsenen Söhne sich in sie verlieben könne. Witterten erfüllte Walborgs Herz. Sie stand in dem Aui, unliebenswürdig zu sein und fühlte selbst, daß sie es sei. Schon als Kind hatte sie gelernt, sich zu beherrschen, und ihr ganzes Wesen hatte schon damals etwas Kaltes und Zurückhaltendes, das sie später nicht verließ. Sie kam sich wie ein ausgehöhenes junges Vögelin vor, das seinen Platz in dem warmen Neste hatte, und dessen sehnsüchtiges Verlangen nach Liebe und Bärtlichkeit bekämpft werden müsse. Das geschah auch, aber auf Kosten des besten in ihr. Sie wurde nicht eigentlich schlecht behandelt. Bei allem hieß es, es sei zu ihrem besten; sie sei ja ein armes Mädchen, das sich nützlich machen und ihr Brot im Schweiß ihres Angesichts verdienen müsse.

Während sie allen zur Hand gehen oder in Küche und Keller wirtschaften mußte, wurde die Schwucht nach einem Lebenszweck immer stärker in ihr, so daß sie zuletzt wie eine Träumende umherging und alles verfehrt aufing.

Sie wollte Malerin werden.

Wann dieser Gedanke zuerst in ihr erwachte, dessen entsann sie sich nicht. Vielleicht war derselbe so alt, wie sie selber. Sie wußte nicht, ob sie Talent besaß; aber allem, was sie sah, gab sie gleichsam Form und Farbe, und die Sehnsucht, hinauszukommen und zu versuchen, ob sie es zu etwas bringen könnte, wurde schließlich unertäglich.

Sie sprach mit ihren Angehörigen, stieß aber hier auf so viel Widerstand, auf so viel Hohn und Spott, daß sie die Sache nicht mehr berührte.

Im Alter von etwa 20 Jahren beerbte sie ganz unerwartet einen Bruder ihrer Mutter.

Jetzt war sie frei, und ihr Leben hätte reich und gehaltvoll werden können, allein der jähe Wechsel und der Unterschied, wie die Mädchen das arme Mädchen behandelt hatten und jetzt die reiche Erbin behandelten, vermehrte ihre Bitterkeit und rief ein

Mißtrauen in ihr hervor, das an allem zweifelte und unheilbringend auf ihr ganzes Leben einwirkte.

* * *

Es war zum Erstickten heiß in der Kabine und an Schlaf nicht zu denken. Walborg nahm ihren Plaid und ging auf das Verdeck. Sie würde jedenfalls allein da sein, redete sie sich ein.

Es war spät, und drohende Gewitterwolken türmten sich immer mehr im Osten auf. Gerade als sie den Fuß aufs Deck setzte, zuckte ein Blitzstrahl durch das dunkle Gewölk.

„Es ist nicht der erste,“ sagte der Uffessor, der zu ihr trat.

„Sie sind noch hier?“

„Ich erwartete Sie.“

Sie schlug die Augen nieder. Sie hatte mit sich gekämpft, war aber schließlich doch gegangen. Erriet er, daß es seinetwegen war? Er hüllte sie in den Plaid und schob ihr ein Kissen in den Rücken. Keiner der anderen Passagiere erschien auf Deck.

Abermals zerriß ein Blitz das schwarze Gewölk, rot, blendend, im Zickzack bis an den Rand des Horizonts laufend.

„Wie großartig,“ sagte er.

Sie schwieg, aber ihre strahlenden Augen waren feucht. Niemals war das Leben ihr so voll, so reich erschienen.

Ueber ihnen im Zenith war der Himmel völlig klar, mit mattglänzenden Sternen besäet, nur hinter ihnen erhob sich die dunkle Wolkenwand.

„Einmal früher bin ich in einer solchen Nacht glücklich gewesen,“ jagte er, auf die Gewitterwolken deutend, aus denen Blitz auf Blitz zuckte. Der Donner grollte drohend aus weiter Ferne. Sie antwortete nicht und er fuhr fort: „Es war an Bord der ‚Arab‘.“

„Arab?“

„Ich habe eine Passion, eine einzige — mein Segelboot.“

„Ah! Ich habe mitunter Ihren kleinen Henrik in seinem flachen Kahn zu demselben hinausrudern sehen.“

Er lächelte in seiner gewinnenden Weise. Dieser Anblick hatte sein Herz wohl mehr als einmal erjreit. „Ja, er ist glücklicherweise nicht verzärtelt, einen Knaben kann man erziehen, aber ein Mädchen!“

„Ihr Boot heißt ‚Arab‘?“

„Jawohl, und es macht seinem Namen Ehre, darauf können Sie sich verlassen, mein Fräulein. Schnellsegelnd, gewandt, ja, auf den Wellen tanzend.“

„Man hört es Ihnen an, daß das Segeln Ihre Passion ist,“ sagte sie lachend.

„Während mancher finsternen Nacht in Sturm und Regen, wo es auf Leben und Tod ging, war ich draußen.“ — Seine Hand ballte sich, und seine Augen braunten wie in drohender Glut. „Mein Boot und ich, wir kennen einander,“ fuhr er fort. „Ich weiß, was es verträgt. Mit den Wogen zu ringen — allein zwischen Klippen und Brandungen, das heißt leben!“ Er atmete tief auf, als habe er eine erdrückende Last von sich geworfen.

„Aber ist das recht? — Sie sind ja verheiratet.“

„Recht? Wenn Sie wüßten!“ Er schwieg plötzlich, begann aber dann wieder in heftigem Ton: „Nein, Sie sollen alles erfahren. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber es ist mir, als müßte ich es sagen. Meine Ehe ist unglücklich. — Sie haben meine Frau gesehen. Sie ist reizend — nicht wahr?“ Er wartete keine Antwort ab, sondern fuhr fort: „Etwas Lieblicheres, als sie im Alter von 17 Jahren war, läßt sich nicht denken.“

Er wurde warm bei der bloßen Erinnerung daran, Walborg bemerkte das.

„In der ersten Stunde unseres Beisammenseins verliebte ich mich in sie. So verliebt war ich, daß mein Verstand und meine Sinne gleichsam in ein alles verzehrendes Gefühl untergingen. „Auch die Liebe ist eine Krankheit, und vielleicht eine der schlimmsten,“ fügte er bitter hinzu.

„Nein, nicht die Liebe,“ erwiderte sie leise, „sondern die Leidenschaft.“

„Ich war unabhängig, in guten Verhältnissen, mit anderen Worten, eine gute Partie, und nach Verlauf von sechs Monaten waren wir verheiratet. Die längsten sechs Monate meines Lebens — dachte ich damals. Später begann das „Enthüllen“ — ich finde augenblicklich keinen anderen Ausdruck —, als mein Ideal den einen Jegen nach dem anderen der schimmernden Hülle verlor, mit dem ich es selbst angethan hatte. Haben Sie je die Bekanntschaft einer Kleinlichen, unbedeutenden, geschwägigen und eiteln Frau gemacht, mein Fräulein?“ fragte er heftig.

„O ja!“

„Vielleicht waren Sie eine Stunde, einen Tag mit ihr zusammen; aber Monate, Jahre, fürs ganze Leben an sie gekettet sein! Und dann der Eid, in Freud' und Leid zu lieben; für immer zu lieben! — Aber ich liebte ja eine ganz andere — oder richtiger, ich wählte, sie sei eine ganz andere. Und wer kann am

Ende dafür einstehen, daß man immer derselbe bleibt? Bin ich etwa derselbe Mann wie vor zehn Jahren?" Er sprach schnell und heftig, seinen blitzähnlichen Gedanken Ausdruck verleihend. „Warum erzähle ich Ihnen dies da alles, was in meiner Brust



Oswald Fehr v. Richtofen,
der jetzige Staatssekretär des Auswärtigen Amts.

begraben lag und das zu offenbaren mir keinem Menschen gegenüber je in den Sinn gekommen ist?" Seine Augen suchten die Walborgs und begegneten ihrem seelenvollen, fragenden Blick.

„Wenn Sie wüßten, wie satt man ein schönes Gesicht bekommen kann," fuhr er fort, gleichsam gezwungen von der wunderbaren Macht ihrer Augen. „Man weiß, daß man lieben sollte, und sucht sich darum einzureden, daß man es thut; aber eines Tages erwacht man und

wird gewahr, daß eine Welt uns von jenem Weien trennt, an dessen Seite man lebt. — Es ist traurig, tief schmerzlich, ja geradezu unsäglich, daß die Liebe zwischen Menschen, die sich einstmals geliebt haben, völlig erkalten kann, als sei sie nie gewesen. — Wie viele solcher Ehen giebt es wohl, meinen Sie?"

„Nicht so gar viele, wie ich hoffe.“

Er lachte laut auf, und sein Auge bekam einen harten, fast dämonischen Ausdruck.

„Die Schuld ist wohl nicht ausschließlich bei Ihrer Frau zu suchen," bemerkte Walborg verlezt.

„Bei ihr?! Wer behauptet denn das?"

„Es ist so gewöhnlich, alle Schuld auf die Frau zu schieben.“

„Oder auf den Mann, wie sich's eben trifft.“

„Ihre Frau ist kokett und unbedeutend, aber ihr Ruf ist ohne Makel.“

„Ich würde ihr verzeihen können, wenn dem nicht so wäre. Eine tiefe Leidenschaft kann ich verstehen und entschuldigen — sie kann so jäh über einen Menschen kommen, wie der Blitz dort,"

jagte er, auf das Gemöhl deutend, wo die Blitzstrahlen sich kreuzten. „Sie kann so überräutigend kommen wie ein Donner- schlag oder eine todbringende Krankheit; wir Juristen sehen mehr, als andere von diesen Dingen. Aber sich stillweise hinwerfen durch fades Lächeln, leere Phrasen, kokette Blicke, entblößte Schultern und Arme — psui!"

„Sie lassen Ihre Frau ohne Schutz, sind im gesellschaftlichen Leben nie an ihrer Seite zu sehen — das ist gefährlich.“

„Für sie nicht. Sie vermag nur sich selber zu lieben.“

„Sie sind mittlerweile derjenige, den man tadelt.“

„Ich weiß das. Es ist auch mein Fehler. Sie war gerade so unbedeutend und oberflächlich, als ich sie am heißesten liebte, aber ich gewahrte es nicht — so geht es zum öfteren. Ich habe

ihre nichts vorzu- werfen, nichts.“

„Wünschten Sie das?" —

„Nein — aber ich glaube nicht, daß ich alsdann mehr

leiden würde, als jetzt. Das wäre wenigstens ein Kampf gegen et-

was Wirkliches und nicht gegen ein weien-

lojes Phantom, wie jetzt.“

— „Sie haben keine Ge-

duld, auch nicht mit ihr.“

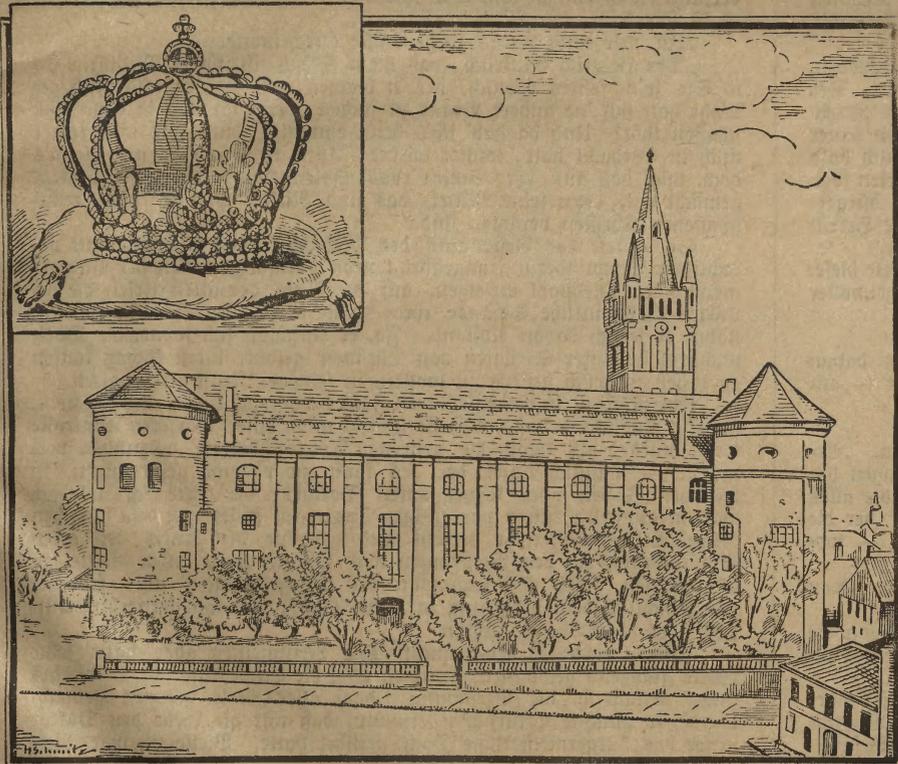
Walborg konnte nicht um-

hin, ihm



Das Goethedenkmal in Straßburg.

Figur des mit dem Ersten Preise gekrönten Entwurfes von E. Wagner.



Das Königl. Schloß zu Königsberg i. Pr. Westseite.

das zu sagen. — „Vielleicht nicht! Und höchstwahrscheinlich nicht! Es ist kaum zum aushalten, sie anzusehen und anzuhören — ich kenne sie auswendig, ganz und gar. Mitunter reizt mich jedes ihrer Worte, jeder Blick und jede Geberde. Ich verachte sie und verachte mich selbst, weil ich es thue.“ Die Ellbogen auf die Knie gestützt, bedeckte er das Gesicht mit beiden Händen. Lange saß er so da. „Es giebt nur eins, was mir hilft; hinauszuwegeln, Leben und Tod in der eigenen Hand. Und wie gequält ich auch war, die See gab mir immer meine Ruhe wieder. Wegeln Sie gern?"

„Ich weiß nicht.“

[Fortsetzung folgt.]

— ♦ — Das Schweigen. — ♦ —

Novellette von O. Falwig.

[Nachdruck verboten.]

Im Gasthause zum „Goldenen Lamm“ in dem ostpreussischen Städtchen M. saßen, wie fast an jedem Abend, eine Anzahl Herren an ihrem Stammtische beisammen. Der Bürgermeister Willmers erzählte gerade, daß seit einiger Zeit in seinem Hause fast täglich kleine Diebstähle verübt würden, ohne daß es bis jetzt gelungen sei, dem Thäter auf die Spur zu kommen. „Zuweilen sind es Geware, die fehlen,“ schloß der würdige Herr seinen Bericht, „ein andermal Zigarren, Wein, Bier, dann wieder mehr oder weniger geringfügige Geldbeträge. Sogar aus dem Portemonnaie meiner Frau, das sie in ihrem Schlüsselkorb liegen hatte, sind, je nachdem, zwei und drei Mark entwendet worden.“

„Und Sie haben wirklich keinen Verdacht?“ fragte einer der Herren.

„Nicht den mindesten. Die Sache ist so raffiniert angelegt, daß man auf einen Hausdieb schließen würde, wenn die Möglichkeit eines solchen überhaupt vorhanden wäre. Unser Hausstand setzt sich aber nur aus meiner Frau, mir, unserer Tochter und zwei Diensthöten zusammen. Die Ehelichkeit der beiden letzteren — unserer alten Ursel, die schon bei meinen Eltern in Dienst war, und ihrer Nichte — ist jedoch über jeden Zweifel erhaben; eher würde ich glauben, daß ich in einem Zustande der Unzurechnungsfähigkeit mich selbst zu bestehlen pflege, als daß ich meiner alten Ursel mißtraute.“

„Nun ja, die Alte! Mag sein, daß Sie in Bezug auf die Recht haben,“ warf der frühere Sprecher ein — „aber die Nichte —“

Der Bürgermeister lachte. „Das sagen Sie so, weil Sie die Verhältnisse nicht kennen. Die Ursel hält nämlich das Mädchel, die Dore, in so strenger Zucht, daß sie gar nicht auf Abwege geraten kann. Wann sollte die wohl Zeit zum Stehlen finden? Die gestrenge Tante läßt sie ja buchstäblich nicht aus den Augen.“

„Sol' Nun gleichviel — ich möchte es schon übernehmen, Nicht in die Sache zu bringen — notabene, wenn ich in Ihrem Hause wohnte,“ äußerte jetzt am untersten Ende des Tisches ein Herr, ein junger Arzt, der nur zeitweilig im Städtchen weilte, um den alten, auf Reisen befindlichen Sanitätsrat zu vertreten.

„Und wie wollten Sie das wohl anstellen, mein Verehrtester?“ fragte der Bürgermeister.

Dr. Strehlen ließ seine dunklen Augen langsam im Kreise herumgehen. „Das ist mein Geheimnis,“ entgegnete er bedächtig. „Aber freilich —“ fügte er, wie bedauernd, hinzu, „da ich nicht bei Ihnen wohne, kann ja doch nichts daraus werden.“

„D, dazu könnte Rat werden,“ entgegnete Herr Willmers, dessen Neugier in beträchtlichem Maße erregt war, lebhaft. „Die beiden Parterrezimmer neben meinem Bureau, die mein Sohn bis zu seinem Abgang nach der Universität inne hatte, stehen zur Zeit leer. Wenn Sie diese beziehen wollen, soll mir's recht sein; meine Frau sprach ohnehin davon, sie zu vermieten. Also abgemacht, Doktor?“ Dabei reichte er dem jungen Mann seine Hand hin, die dieser eifrig ergriff und schüttelte.

„Eingefchlagen!“ sprach er vergnügt. In seinem hübschen bräunlichen Gesicht trieben tausend Teufelchen des Mutwillens ihr Spiel.

Bald darauf trennten sich die Herren, nicht ohne daß mehrere von ihnen gewettet hätten, ob der junge Arzt sein Versprechen einlösen würde.

„Wissen Sie,“ sagte beim Nachhausegehen der dicke Rentmeister zu seinem Freunde, dem Apotheker, „warum der Doktor zum Bürgermeister ziehen will? Er hat sich in Willmers' Ely verliebt, verlassen Sie sich darauf. Das mit dem Herausbringenwollen des Diebstahls ist Spiegelschere. Lassen Sie uns wetten.“

Ob der Rentmeister recht hatte, blieb vorderhand noch unentschieden, jedenfalls aber sprachen die Thatsachen nicht gegen seine Annahme. Der junge Doktor verbrachte jede Stunde, welche die Ausübung seiner Praxis ihm frei ließ, in der Familie seiner Wirte, und da diese ihn um seiner stets heiteren Laune willen gern sahen, so forderten sie ihn auch bald auf, regelmäßig mit ihnen zu speisen. Die Diebstähle aber dauerten fort.

Etwas über eine Woche schon weilte Dr. Strehlen im bürgermeisterlichen Hause, als die alte Ursel eines Vormittags ihre Herrin fragte, wie lange der neue Mieter noch hier zu bleiben gedenke.

„Nun, vier bis sechs Wochen doch wohl mindestens,“ entgegnete diese.

Die Alte seufzte. „Gott sieh' uns bei!“ sagte sie mit sorgendoller Miene. „Das ist'n Unglück.“

„Ja, warum denn nur in aller Welt?“

„Hm! Seh'n Sie, gnä' Frau, ich hab' Sie vorhin nicht dabon reden wollen, aber einmal muß es doch raus. Kurz und gut — mit dem Herrn ist's nicht richtig.“

„Wa—a—a—?“

„Es ist nicht richtig mit ihm,“ beharrte das treue Faktotum. „Betrachten Sie sich die Augen, gnä' Frau — so'n schwarzen Augen hat kein Christenmensch, das sind die echten, rechten Satansaugen, die alles sehen, was sich zu sehen ist. Ich bin auch ganz sicher, daß der die Person kennt, wo immer die Sachen und das Geld stiehlt, aber — wozum sagt er's nicht, frag' ich!“

„Eben weil er's vermutlich selbst nicht weiß,“ erwiderte Frau Willmers lachend.

„Er weiß Sie's, gnä' Frau, er weiß Sie's. Wenn da davon die Red' is und alle sprechen, schweigt er — er ganz alleinig. Wozum schweigt er — frag' ich. Weil er's weiß und 's nicht sagen will.“

Das war nun zweifellos eine sonderbare Logik, die Ursel aber fühlte sich offenbar so durchdrungen von der Richtigkeit ihrer Beweisgründe, daß ihre Herrin es für verlorene Mühe hielt, sie eines Besseren belehren zu wollen. Aufselzend verließ sie die Küche und erzählte

ihrem Gatten den Inhalt ihres Gesprächs mit der Alten, worauf dieser wieder nicht verfehlte, das Geörte seinerseits dem Gegenstand von Ursels abergläubischer Angst zu hinterbringen. Dr. Strehlen aber schmunzelte befriedigt. „Ich wußte ja, daß ich's herausbekommen würde,“ meinte er. „Passen Sie auf, wir sind bald so weit.“

„Um Gottes willen —“ rief der Bürgermeister erschrocken — „Sie haben doch nicht etwa die Ursel im Verdacht?“

„Die Ursel? Ich denke nicht daran. Warten Sie nur ab,“ sagte der Arzt.

Die Ursel aber, mißvergnügt, daß ihre Warnungen so mißachtet werden, schüttete ihr Herz gegen die Dore, ihre Nichte, aus.

„So sind sie, die vornehmen Leut'!“ eiferte sie. „Halten sich für Wunder wie klug und sehen doch nicht, was so klar zu Tag' liegt! Immer schweigt er, immer schweigt er! Jesses, man muß sich ja graulen! Meine Hand leg' ich ins Feuer, daß er weiß, wer der Dieb is! Na, was is denn mit los, Du dumme Marzell?“ fuhr sie die Nichte an, die sich bei ihren Worten den Kopf mit den Händen gepackt hatte und sie aus ihren runden, porzellanblauen Augen entsetzt anstierte.

„Ach Gotte doch — es is so graulich. Sie haben's ja selbst gesagt, Tante, daß es graulich is,“ schrie das junge Ding, das so blaß geworden war, als ihre sonst knallrote Gesichtsfarbe es gefärbte. „Zu denken, mit so einem unter einem Dach zu sein, der alles weiß! Meinen Sie wirklich, daß er so richtig hezen kann, Tante?“ fragte sie vertraulich, aber dabei sich vor Angst schüttelnd.

Die Ursel wiegte bedächtig den grauen Kopf. „Wer kann's sagen!“ entgegnete sie. „Vielleicht hat er's auch mit 'm Krutbeerzweig (Stachelbeerzweig) rausgekriegt.“ Die letzten rätselhaften Worte wiesen auf einen bei der ostpreussischen Landbevölkerung sehr verbreiteten Aberglauben hin, demzufolge man bei Diebstählen den Thäter zu entdecken vermag, wenn man mit einem Stachelbeerzweig dreimal in kochende Milch schlägt. Beim drittenmal muß er eintreten und irgend einen Gegenstand zu leihen suchen. „Wir könnten's am End' auch probieren,“ schloß die Alte, „dann wären wir so klug wie der Doktor.“

„Ach nein, Tante, thun Sie's nicht,“ bat die Dore, „ich bin Sie zu schreckhaft, und der Herr Pfarrer sagt auch, daß so 'ne Zauberei Teufelsput ist und einem Schaden an der Seele thun kann.“

Dieses Argument siegte bei der Ursel. An ihrer Seele wollte sie denn doch auch nicht Schaden nehmen.

Beim Abendessen kam wieder einmal die Rede auf die rätselhaften Diebstähle und wie meist, wenn dies unerschöpfliche Thema verarbeitet wurde, sprach Dr. Strehlen kein Wort. Die Augen auf seinen Teller geheset, speiste er mit ausgereichnem Appetit, indeß die Dore, die bei Tisch bediente, ihn ängstlich beobachtete. Plötzlich hob er den Blick und im selben Moment ertönte ein schriller Schrei, dem ein Fall, verbunden mit Geflir, folgte. Die Urheberin des Lärms war die Dore, welche aufkreischend das Tablett mit Gläsern und Telleren auf die Erde geworfen hatte. Bedor noch jemand seinem Erschrecken Worte leihen können, lag sie vor ihrer Herrin auf den Knien.

„Ich will 's ja gestehen,“ schluchzte sie, „denn er weiß es ja doch. Mit seinen schwarzen graulichen Augen hat er mich's in dem Herzen gelesen. Ich hab's genommen — alles — das Geld, die Sachens — alles! Er hat mich keine Ruh' nich gelassen — er hat mich zu die That verführt, nachdem ich ihm doch schon mein Sparfassenbuch gegeben — es is Sie kein guter Mensch nich —“

„Ja, wer denn nur?“ fragten alle durcheinander.

Der Heinrich natürlich, was mein Schatz ist von's Militär. Es is Sie so'n feiner Mensch, der 'n bischen viel braucht und nich gedroht hat, sich 'ne andere Braut zu suchen, wenn ich ihm 's Geld nich schaffen thät! Und da hab' ich's denn einmal gethan, und weil keiner mich in Verdacht hatt', immer wieder. Aber 'ne Sünd' is und bleibt's doch, nich das aus der Seele rauszuholen, wie's der Herr Doktor gemacht hat, denn seine Mittel, das sind Mittel, wie sie 'nem rechtschaffenen Christen verboten sind.“

So lautete das Geständnis des Mädchens, das allerseits mit berechtigter Verwunderung angehört wurde. Anfangs wollte der Bürgermeister den Diebstahl anzeigen, auf die Bitte der alten Ursel, die erklärte, die öffentliche Schande ihrer Nichte nicht überleben zu können, nahm er jedoch davon Abstand. Ja, er entschloß sich sogar, die Dore, nachdem sie unter Strömen von Thränen gelobt, ihren Schatz laufen zu lassen und sich bessern zu wollen, in seinem Dienst zu behalten.

Ein Rückfall in ihren früheren Fehler war auch kaum zu befürchten, da alle Aussicht bestand, daß sie hinfort unter einer schärferen Kontrolle leben würde, als selbst die gestrenge Tante über sie auszuüben vermochte — nämlich unter der des sonst zwar recht gesprächigen, in kritischen Fällen aber schweigsamen Doktors; der haite sich, wie sich bald herausstellte, schon vor einigen Tagen im stillen mit dem hübschen Bürgermeisterstochterlein verlobt und gedachte die Praxis des alten Sanitätsrats, der dem Vernehmen nach sich zur Ruhe ziehen wollte, zu übernehmen. Als Schwiegersohn des Bürgermeisters aber kam er voraussichtlich doch oft genug in dessen Haus, um auch fernerhin Aufsicht über die Dore zu führen.

Und so geschah's denn auch! Der Rentmeister aber hatte seine Wette glänzend gewonnen, denn da über die Entdeckung des Diebstahls nichts verlautete, die Verlobung jedoch aller Welt bekannt gemacht wurde, so glaubte natürlich jedermann, daß nur die Liebe den Doktor unter das bürgermeisterliche Dach geführt hatte. Vielleicht war diese Annahme auch nicht so ganz unrichtig!



Weil' auf mir, du dunkles Auge.

Weil' auf mir, du dunkles Auge,
Hebe deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht!

Nimm mit deinem Zauberdunkel
Diese Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für.

Senau.

— Die Schule der Armut. —

Roman von Arthur Sapp.

[Nachdruck verboten.]

(Fortsetzung.)

Nur vor dem Ausbruch der Gesellschaft nahm der Forstmeister Franz Jauer beiseite. „Lieber Freund Jauer,“ sagte Baron von Hauenthal mit seiner lebenswürdigen, gewinnenden Weise, gestatten Sie mir eine Frage: „Wann kann ich Sie einmal ungestört sprechen? Ich meine unter vier Augen, gewissermaßen geschäftlich.“

Franz Jauer, ohnehin in weinrother Stimmung, war ganz Entzücken. Die Auredede, „mein lieber Freund,“ mit der ihn der Baron zum erstenmal beehrte, rührte ihn fast zu Thränen. „Herr Baron haben nur zu befehlen,“ beeilte er sich zu versichern. „Ich stehe Ihnen jederzeit gern zur Verfügung.“

Der Forstmeister klopfte dem vor ihm Dienenden wohlwollend auf die Schulter. „Ich danke Ihnen, lieber Freund. Also sagen wir morgen nachmittag fünf Uhr. Passt Ihnen das?“

„Gewiß, Herr Baron. Ich sehe Ihrem Besuch mit Freuden entgegen . . .“

Franz Jauer erwachte am anderen Vormittag mit schwerem Kopf. Er hatte sich im Essen und Trinken wieder einmal übernommen. Das erging ihm seit einiger Zeit immer so nach jeder größeren Tafel. Daß sein Magen auch gar nichts Schweres mehr vertrug! Bis gegen Mittag hin lag der Stöhnende und Seufzende im Bett. Frau Hulda hatte alle Hände voll zu thun, um die Wünsche des Klagenden zu befriedigen. Bald verlangte er Umschläge um den Kopf, bald wieder mußte sie ihm eine Tasse Kamillenthee aufbrühen. Zuletzt erhob er sich endlich, und Frau Hulda mußte ihn auf einem Spaziergang begleiten, durch den er seinen Zustand zu lindern hoffte. Aber die Wirkung schien nicht die erwünschte, denn dem Mittagessen sprach der Uebellaunige fast gar nicht zu, und nach Tisch streckte er sich sogleich im bequemen Schlafrock auf das Sofa, um von neuem zu ruhen. Aber als die fünfte Stunde herankam, sprang er plötzlich lebhaft und elastisch auf. Das hätte er beinahe vergessen: Der Herr Baron von Hauenthal hatte sich ja angemeldet.

Unwohlsein und Uebellaunigkeit war mit einem Mal vergessen. In voller Eile machte Franz Jauer von neuem sorgfältig Toilette. Dann erteilte er den Seinen allerlei Verhaltensmaßregeln. Das Mädchen sollte den Herrn Baron sogleich in sein Arbeitszimmer führen und daß niemand sich untersehen würde, ihn und den Baron in ihrer Unterredung zu stören. Erst wenn der Herr Forstmeister selbst den Wunsch ausdrückte, sollte die Damen zu begrüßen, sollte Frau Jauer und Dora in anständiger, doch nicht zu prunkvoller Toilette erscheinen. Ein paar Flaschen Rotwein, vom besten natürlich, sollten warm gestellt und Vorbereitungen zu einem gewählten Abendbrod getroffen werden.

Und dann, in seinem sogenannten Arbeitszimmer allein, verlegte sich Franz Jauer auf das Raten. Was für eine geschäftliche Angelegenheit konnte der Baron wohl mit ihm besprechen wollen? Ein freudiger Gedanke durchzuckte den Grübelnden. Sollte es sich vielleicht um Dora handeln? Wollte der Forstmeister für seinen Sohn als Brautwerber auftreten? Aber nein, dafür war es noch zu früh, die beiden jungen Leute kannten einander doch erst zu kurze Zeit. Ueberdies war der Herr Baron ein viel zu taktvoller und vornehmer Mann, als daß er eine Heiratsangelegenheit als eine „geschäftliche“ bezeichnet haben würde.

Wollte der Forstmeister am Ende seinen Rat erbitten, wie er vielleicht flüchtig gewordene Kapitalien am nutzbringendsten anlegen konnte?

Punkt fünf Uhr ertönte die Flurklingel. Franz Jauer hatte sich zwar vorgenommen, in seinem Zimmer zu warten, bis ihm der Baron vom Mädchen gemeldet wurde, aber in der Freude seines Herzens, durchdrungen von der Ehre, die ihm widerfuhr, konnte er sich doch nicht zurückhalten und so eilte er auf den Flur hinaus, dem Baron entgegen.

Der Forstmeister war in feierliches Schwarz gekleidet. Auf dem Aufschlag seines langen Gehrocks prangten seine sämtlichen Orden. Auch seine Mienen und Bewegungen hatten heute mehr als sonst etwas Ernstes, Gemessenes, Würdevolles.

Wieder durchzuckte den Rentier helle Freude. Handelte es sich doch vielleicht um Dora? Erschien der Baron wirklich als Brautwerber? Nachdem der Rentier seinen Besuch in das Zimmer geleitet und höflichst Platz angeboten hatte, nahm dieser sogleich das Wort.

„Bevor ich auf die Angelegenheit eingehe, mein lieber Herr Jauer,“ wandte er sich an den neugierig Aufstrebenden mit sehr wichtiger, fast strenger Miene, „bitte ich Sie, mir Ihr Ehrenwort zu geben, daß Sie über das, was ich Ihnen mitteilen werde, vollste Diskretion jedermann gegenüber bewahren wollen.“

Er hielt dem Rentier seine Hand entgegen. Franz Jauer schlug mit Feierlichkeit, durchschauert von erwartungsvoller Spannung, ein. „Mein Wort darauf, Herr Baron.“

Nachdem der Händedruck ausgetauscht war, legte sich der Baron bequem in seinen Sessel zurück, schlug das eine Bein über das andere und fuhr in leichtem Plauderton, mit seinem verbindlichen Lächeln fort: „Wenn ich mich in dieser diskreten Sache an Sie wende, mein lieber Herr Jauer, so geschieht das einerseits, weil Sie mir, seit ich die Ehre Ihrer Bekanntschaft habe, immer sympathisch gewesen sind und andererseits, weil wir uns sozusagen in ähnlicher Lage befinden. Die Kameradschaft unserer Söhne hat uns einander genähert und so haben sich, wenn ich so sagen darf, auch gewissermaßen zwischen uns kameradschaftliche Beziehungen angeponnen.“

Franz Jauer dienernte auf seinem Sessel und fühlte sich durch die letzte Bemerkung des Barons außerordentlich geschmeichelt. „Herr Baron sind zu gütig — ist mir eine große Ehre,“ stammelte er.

Ueber des Barons Züge aber glitt plötzlich ein Schatten; seine Augen blickten nachdenklich und ein leiser Seufzer hob seine Brust. „Sagen Sie einmal, mein lieber Herr Jauer,“ bemerkte er mit einem kummervollen Gesicht, „bereitet Ihnen Ihr Herr Sohn auch so viele Sorgen wie mir der meine?“

Franz Jauer starrte den Fragenden ganz erschrocken an; die unermutete Wendung des Gesprächs überraschte und verblüffte ihn. „Ich — ich weiß nicht,“ stotterte er, „wie der Herr Baron das meinen?“

„Nun, eh, — Sie verstehen doch, die jungen Leute sind leichtsinnig, machen Schulden und da heißt es denn immer wieder: Papa, bezahlen! Man bekommt seine Hand sozusagen gar nicht mehr aus dem Gelobbeutel heraus.“

Franz Jauer lächelte. „Mein Sohn macht es nicht besser, Herr Baron,“ entgegnete er. „Schon ein paar mal habe ich Rechnungen für ihn bezahlen müssen, trotzdem ich ihm, ich kann wohl sagen, eine ständige Zulage gebe. Mein Gott, Herr Baron, ein junger Offizier hat so viel Gelegenheit zum Geldausgeben. Da darf man wohl nicht allzu streng sein.“

Der Baron nickte melancholisch und heftete auf den Rentier einen Blick, aus dem sichtbar eine neidvolle Bewunderung strahlte. „So können Sie wohl sprechen, mein lieber Herr Jauer,“ sagte er, „denn Sie sind ein wohlhabender, ein reicher Mann. Freilich, auch die Hauenthals waren einst ein sehr begütertes Geschlecht, aber im Laufe der Zeit ist alles, alles verloren gegangen, denn meine Vorfahren verstanden nicht, das Ihre zusammenzuhalten.“ Der Forstmeister beugte sich vor und sprach mit Flüsterstimme weiter, als handle es sich um ein Geheimnis, das er dem anderen im Vertrauen mitteilte: „Ich bin lediglich auf meine knappe Pension angewiesen und Sie können sich denken, mein verehrter Herr Jauer, daß man damit nicht große Sprünge machen kann, und den Leichtsinns seines Sohnes so mild beurteilen darf wie Sie.“

Franz Jauer sah an dem ihm Gegenüberstehenden und ihn scharf ins Auge Nehmenden vorbei und starrte auf den Tisch nieder, der zwischen ihm und dem Baron stand. Er fühlte sich mit einmal von einem unangenehmen, peinlichen Gefühl durchfröstelt und wußte nicht, was er auf diese vertrauliche Eröffnung erwidern sollte. Er hatte sich bisher um die finanziellen Verhältnisse des Forstmeisters nicht im geringsten gekümmert und als selbstverständlich vorausgesetzt, daß der Baron und sein Sohn sich in mundeziens ebenso auskömmlichen Verhältnissen befänden wie er selbst.

„Ich habe,“ nahm der Forstmeister wieder das Wort und seine Stimme klang scharf und streng, „ich habe schon allen Ernstes daran gedacht, meinen Sohn seinen Abschied nehmen zu lassen, um ihn der Gelegenheit zum Schuldenmachen zu entziehen. Freilich, es wäre schade um die glänzende Karriere, die meinem Sohn in sicherer Aussicht steht.“

„Ja, das wäre wirklich schade,“ echote der Rentier, nur um etwas zu sagen.

Der Baron legte sich wieder bequem in seinen Sessel zurück, zog seine Augenbrauen in die Höhe und fuhr mit seiner vornehmen Miene, die der Rentier immer im stillen als unnachahmlich an ihm bewunderte, fort: „Sie müssen wissen, mein lieber Herr Jauer, daß wir die höchsten Konnexionen haben. Ein Vetter von mir ist Abteilungschef im Militärkabinett Seiner Majestät des Kaisers und ist täglich um die allerhöchsten Personen. Ein Onkel von mir ist Korpskommandeur. Ein Bruder meiner verstorbenen Gattin ist Oberst im großen Generalstab. Apropos,“ die Stimme des Sprechenden nahm einen wohlwollenden, gönnerhaften Klang an, „wenn Sie einmal irgend einen Wunsch haben, mein lieber Herr Jauer, in Bezug auf Ihren Herrn Sohn — sei es hinsichtlich einer Ordensauszeichnung, sei es bezüglich einer Kommandierung, Sie brauchen sich nur an mich zu wenden.“

Franz Javer fühlte sich von ebenso großer Bewunderung wie heißer Dankbarkeit durchglüht. „Sehr liebenswürdig, wirklich außerordentlich liebenswürdig, Herr Baron,“ stammelte er.

Der Forstmeister wehrte mit einer vornehmen Handbewegung ab. „Keine Ursache, mein lieber Herr Javer. Seinen Freunden ist man selbstverständlich allezeit gern gefällig. Sie gestatten mir doch, Sie als meinen Freund zu betrachten, Herr Javer?“

„Aber Herr Baron — Sie beschämten mich wirklich. Es ist mir selbstverständlich eine hohe Auszeichnung.“

Der Forstmeister lehnte sich bequem in seinen Sessel zurück, schaute eine Weile nachdenklich vor sich hin, während seine Mienen sich mehr und mehr verfinsterten und begann dann von neuem: „Um auf den Ausgangspunkt unseres Gesprächs zurückzukommen, mein Sohn bereitet mir gerade jetzt große Sorgen. Macht mir der Leichtfuß vor ein paar Tagen nicht plötzlich die angenehme Eröffnung, daß er wieder einmal ganz gehörig in der Tinte säße. Die Manichäer ließen ihm keine Ruhe und wenn er nicht innerhalb acht Tagen zahle, so ginge es ihm an den Kragen. Sie wissen, was das ominöse Wort bedeutet, mein lieber Herr Javer: mit schlechtem Abschied entlassen. Für einen ehrliebenden jungen Offizier ist das gerade soviel wie ein Todesurteil. Die Pistole ist das einzige, was ihm bleibt. Eigentlich ist's ja eine Bagatelle, nur achttausend Mark, für mich freilich im Augenblick eine unerschwingliche Summe. Ich frage Sie, soll ich meinen Sohn wegen lumpiger achttausend Mark um die Ecke gehen lassen?“

Herr Javer erwiderte nichts. Er zog mit einer mechanischen Bewegung sein Taschentuch und trocknete sich die Stirn, die ihm ganz feucht geworden war.

Der Baron aberkehrte wieder seine vornehme, würdevolle Art heraus. „Ich gebe Ihnen ein starkes Zeichen meines hohen Vertrauens,“ sagte er, „wenn ich mich in dieser Situation an Sie wende. Es würde mir ein leichtes sein, das Geld von anderswo zu beschaffen, wenn nur nicht die Zeit so drängte. Deshalb gestatte ich mir, Sie um den kleinen Freundschaftsdienst zu eruchen, so peinlich es mir auch ist, gerade zu Ihnen von meinen Geldsorgen zu sprechen, aber wie gesagt, das Messer sitzt uns an der Kehle und es ist keine Zeit zu verlieren. Ich hoffe, daß ich nicht vergeblich an Ihre Freundschaft appelliert haben werde.“

In Franz Javer gährten allerlei widerspruchsvolle Empfindungen: der Wunsch, die Protektion des Barons zu erlangen, und seine Tochter Baronin werden zu sehen, kreuzte sich mit der natürlichen Angst um sein Geld. „Sicherlich, Herr Baron,“ stammelte er, „sicherlich bin ich gern — doch, Sie verzeihen, welche Sicherheit.“

Der Baron richtete sich mit einem Ruck steif in die Höhe und runzelte seine Stirn. „Sicherheit?“ erwiderte er mit feiner unnachahmlichen Miene. „Ich dachte doch, mein Kavalierswort ist Sicherheit genug. Zum Ueberfluß will ich Ihnen einen Kiebers ausstellen, in dem ich mich für alle Fälle verpflichte, den Betrag innerhalb eines Jahres an Sie zurückzuzahlen mit fünf Prozent Zinsen. Oder beanpruchen Sie mehr?“

Franz Javer verneinte mit einer unwillkürlichen Gebärde, ohne noch recht zu einem Entschluß gekommen zu sein, ob er das Gesuch des Barons, das so unvermutet an ihn herantrat, überhaupt gewähren sollte.

✻ Allerlei. ✻

Die Muskelkraft, die der Mensch beim Kauen und Beißen aufwendet, hat Professor Sauer durch Versuche zu bestimmen gesucht, indem er bei geöffnetem Munde über die zweiten Backzähne, soweit es der Mundwinkel gestattet, eine flache Eisenplatte legte, deren beide Enden durch starken Draht mit Gewichtstücken verbunden waren, die auf dem Fußboden oder auf der Tischplatte standen, so daß bei geradem Stehen die Zähne gerade gespannt waren. Sobald sich in solcher Stellung der Unterkiefer durch den Zug der Kaumuskeln hebt, d. h. wenn die Versuchsperson den Mund schließen will, werden auch die Gewichte mitgehoben. Du durchschnittlich konnte nun auf diese Weise mit dem Unterkiefer ein halber Zentner gehoben werden. Leute mit kräftig entwickelter Kaumuskelatur, wie sie Personen, die stets derbe Kost, hartes Brot u. s. w. zu bewältigen gehabt haben, besitzen, werden mit geschlossenem Munde ein solches Gewicht und mehr auch noch eine Zeitlang halten und auch gelegentlich, wie z. B. beim Müßiggang, noch eine weit größere Kraft in ihren Kaumuskeln entwickeln können, als der Feinschmecker, der sich nur am Geschmack weicher Speise ergötzt. Würde der Mundwinkel nicht hinderlich sein, und die Eisenplatte auf die hinteren Mahlzähne gelegt werden können, die ja beim Kauen hauptsächlich in Anspruch genommen werden, so würde wegen der günstigeren Hebelanordnung nahe am Drehpunkt des Kiefergelenkes die Kraft des Bisses sich als eine noch weit größere ergeben. Und manche Menschen leisten ja auch mit ihren Kau- und Nackenmuskeln Erstaunliches. Wenn man sieht, wie Menschen mit den Zähnen einen Tisch, ein Faß u. s. w. heben, wie im Zirkus mit den Zähnen ein Trapez gehalten wird, an dem ein Zweiter seine Kunststücke macht, so muß man staunen, zu welcher Kräfteleistung die Kau- und Nackenmuskeln durch Übung befähigt werden können.

„Gut, also!“ fiel der Baron sogleich ein und erhob sich. „Wir wären also einig. Ich freue mich aufrichtig, daß ich mich nicht in Ihnen getäuscht habe. Wann darf ich auf das Geld rechnen?“

Franz Javer stöhnte, fand aber nicht den Mut, ernstlich Widerstand zu leisten. „Ich müßte erst zu meinem Bankier,“ stotterte er, „um die Summe flüssig zu machen.“

„Sagen wir also in drei Tagen. Ich werde mir gestatten, am Sonnabend um dieselbe Zeit bei Ihnen vorzusprechen, mofern Sie mir nicht lieber einmal das Vergnügen Ihres Besuches bereiten wollen.“

„Ich — ich werde kommen, Herr Baron,“ brachte Franz Javer mit einem geheimen Seufzer hervor.

„Auf Wiedersehen also, mein lieber Herr Javer! Haben Sie doch die Freundlichkeit, mich Ihren verehrten Damen zu empfehlen. Ich würde selbst persönlich“ — der Sprechende nahm seinen Hut, lächelte ein wenig, strich sich mit der Rechten leicht über seine Stirn und schloß: „Die Sache hat mich doch ein wenig angegriffen.“

„Nicht auch!“ wollte es dem Rentier über die Rippen treten. Aber er behielt die Bemerkung für sich und geleitete seinen Besuch bis zur Korridorthür. Dann schlich er sich sehr bedrückt und kleinlaut in sein Zimmer zurück, streckte sich der Länge nach auf das Sofa und versank in ein nicht gerade angenehmes Grübeln.

III.

Am anderen Vormittag machte sich Franz Javer nach dem Geschäftslokal seines Bankiers auf den Weg. Das Unbehagen, das er anfangs bei dem Gedanken empfunden, achttausend Mark so auf einen Ruck an einen fremden Menschen weggeben zu sollen, hatte er völlig überwunden. Die verlockenden Aussichten, die sich ihm infolge seiner wachsenden Intimität mit dem Baron eröffneten, entschädigten ihn ja reich. Und überdies, welches Risiko hatte er denn? Hatte sich der Baron nicht deutlich genug ausgesprochen? Würde er, Franz Javer, nicht über kurz und lang der Schwiegervater des jungen Barons werden, sobald Dora sich den Bewerbungen des Leutnants geneigter zeigen würde? Dann hatte er nur nötig, seinem Schwiegervater die achttausend Mark von der Dora zugeordneten Mitgift abzuziehen.

Das Bankgeschäft von Arnberg und Sohn befand sich am Marktplatz. Es war das einzige in der Stadt und genoß seit langen Jahren den besten Ruf. Franz Javer hatte sich deshalb nicht bedacht, als er die Erbschaft seines Schwiegervaters angetreten, seine Geldgeschäfte durch das einheimische Bankinstitut besorgen zu lassen, anstatt sich an eine fremde Firma nach außerhalb zu wenden. Der Begründer des Geschäfts, der alte Herr Arnberg, war vor zwei Jahren gestorben und sein Sohn war seitdem der alleinige Inhaber der Firma. Das Vertrauen, das der frühere Chef in der Geschäftswelt der Stadt besessen, brachte man auch dem jungen Herrn Arnberg allenthalben entgegen, umso mehr, als in der ganzen Stadt der solide Lebenswandel des noch unverheirateten jungen Bankiers bekannt war. Wenn Herr Arnberg sich einen Luxus gönnte, so war es der, daß er ziemlich häufig nach Berlin fuhr. Aber auch hier war es fraglich, ob die geschäftlichen Interessen nicht mehr als die Vergnügen der Hauptstadt die Beweggründe dieser häufigen Reisen waren. [Fortf. folgt.]

Eine neue Version über die Brantwerbung Napoleons III. wird in mehreren französischen Blättern erzählt. Das Vorkommnis, welches über das Schicksal der Grandentochter entschied, spielte sich danach am Sylvesterabend 1852 im Salon der Prinzessin Mathilde Bonaparte ab. Diese hatte eine zahlreiche Gesellschaft um sich versammelt und plaudernd und scherzend erwartete man den Beginn des neuen Jahres. Unter den Gästen befanden sich auch die drei spanischen Schönen, die Condesa y Montijo und ihre beiden bezaubernden Töchter. Eine halbe Stunde vor Mitternacht erschien der Kaiser, und er wußte es geschickt anzustellen, daß er einen Platz zur Linken der tief errötenden Eugenie fand. Mit unverhohlener Bewunderung blieb sein Auge auf dem in einer weißen Sammetrobe, nur mit einem Tuff Parmaveilchen im rotgoldenen Haar, strahlend schön aussehenden Mädchen haften. Punkt 12 Uhr wandte sich, einer alten französischen Sitte gemäß, jeder Herr zu der rechts von ihm sitzenden Dame und bat sie um die Erlaubnis, einen Kuß auf ihre Stirn drücken zu dürfen. Diese Gunst wird nie verweigert. In dem Moment, da Napoleon sich zu seiner Nachbarin neigen wollte, stieß diese erblaffend einen kleinen Schrei aus und sagte vorwurfsvoll zu ihrer Mutter: „O, wie hast Du mir weh gethan!“ Dann aber besann sie sich, schob den Kaiser sanft zurück und ihm ihre schmale weiße Hand hinhaltend, erklärte sie mit ihrer melodischen Stimme: „Sire, in Spanien ist es nicht Sitte, daß Damen den Herren solche Gunst gewähren, selbst nicht am Sylvesterabend. Ein Handkuß ist alles, was ich Ihnen gestatten darf.“ Napoleon küßte galant die Spitzen der schlanken Finger und man hörte ihn entgegen: „Gut, Senora, zum nächsten Neujahr werde ich aber nicht nur Hand und Stirn, sondern auch den holden Mund küssen dürfen.“ Ein triumphierendes Lächeln huschte bei diesen Worten über die stolzen Züge der Gräfin Montijo; sie bereute es nicht, ihrem Töchterchen zur rechten Zeit auf den Fuß getreten zu haben.

* Gemeinnütziges. *

Die japanische Weinbeere. Dieselbe hat in diesem Herbst in meinem Garten zum erstenmale getragen. Sie wurde im Herbst 1899 gepflanzt. — Dieses Anpflanzen ist eine nicht so ganz leichte Sache, da das dunkelbraune Holz der Pflanzen, besonders der Hauptstamm so dicht mit Dornen besetzt ist, daß sie sich ein wenig schwer anfassen lassen. Sie wachsen sodann aber sehr gut und sind dieser Eigenschaften wegen wahrscheinlich auch als Hecke verwendbar. Ich binde sie an einem Heckenzaune auf. Sie gedeihen und tragen selbst im tiefsten Schatten. — Meine drei Exemplare sind alle angewachsen. Wenn auch ein Teil der starken Triebe verdorrte, so kam dafür sehr reichlich starker Nachwuchs aus der Wurzel. Ein Strauch brachte auch die hübschen weißen Blüten in dichten Büscheln, und Ende September und Anfang Oktober reifen nacheinander und ziemlich rasch die erst ganz in den Blättern des Hüllfelles verborgenen lebhaft feuerroten Beeren. Dieselben sind viel röter, als die der Himbeere, der sie im übrigen recht ähnlich sind, nur daß die Früchte ganz in einem Büschel oder Knäuel am Ende des Astes oder Zweiges stehen und nicht, wie bei der Himbeere und Brombeere am Zweige entlang. Sie sind sehr saftreich und schmecken wenig, so daß der Strauch den Namen Weinbeere mit Recht trägt. Zum Einmachen eignen sie sich gut. Man nimmt auf ein Pfund Früchte $\frac{3}{4}$ Pfund Zucker und giebt denselben schichtenweise mit den Beeren in eine Kasserolle. Vom Moment des Kochens an schüttelt man das Kompott 10 Minuten lang über lebhaftem offenen Feuer oder auf einer glühenden Platte. Nach heiß stellt man die Früchte mit dem entstandenen Saft in Gläser und hebt sie mit Kumpapier bedeckt und mit Pergament verbunden, zum Gebrauche auf. Ein ganz mit Früchten bedeckter Weinbeeren-Busch bietet einen reizenden Anblick.

Ein billiges Wetterglas. Nicht jeder kann, besonders auf dem Lande, und vielfach des hohen Preises wegen, ein Barometer besitzen, aber man kann selbst auf folgende Weise ein Instrument fabricieren, welches das Wetter ebenso genau, wenn nicht sicherer zeigt. In reinem Alkohol braucht man nur in gleicher Quantität Kampfer, Salpeter und Salmiak einzeln sich auflösen zu lassen. Dann gießt man jede einzelne Flüssigkeit in eine lange, enge Flasche (oder einen Glaszylinder, wie er für Vanilleschoten beim Kaufmann verwendet wird) welche mit Siegellack luftdicht geschlossen wird und im Freien hängen soll. Bei schönem Wetter bleibt die Lösung sehr klar; bei Regen wird sie trübe, bei Frost bilden sich am Boden der Flasche kleine Eiskügelchen, welche allmählich steigen, je nachdem es kälter wird. Wenn in der Flüssigkeit solche kleine Körperchen sich bewegen, so bedeutet das Sturm; wenn dieselben oben schwimmen, so ist das Wetter veränderlich, oder es kommt Schnee; wenn sich oben Fädchen bilden, so bedeutet das Wind. Ein anderes einfaches Mittel besteht darin: Eine gedrehte Schnur oder Kordel wird während einiger Zeit in eine Lösung von Meersalz gelegt, getrocknet und dann an eine Wand gehängt, nachdem man am Ende ein kleines Gewicht befestigt hat. Bei schönem Wetter wird dasselbe sinken und bei Regen wird es in die Höhe steigen.

Weiße Outfedern, die man längere Zeit aufbewahren und vor dem Gelbwerden schützen will, schlägt man in ein weißes Tuch, nachdem man vorher für 10 Pf. weißes Wachs, in kleine Stücken geschnitten, zwischen die Federn gelegt hat. Auf diese Weise aufbewahrt, behalten die Federn jahrelang unverändert ihre schöne weiße Farbe.

Ein kannibalischer Sumorist.

Ein „Menschenfresser“, dem seine Stelle nicht mehr gefiel, war eines Tages unter Zurücklassung folgenden Zettels für den Bubenbesitzer verschwunden: „Bitte mich nicht weiter zu suchen — habe mich selbst aufgefressen!“

Ein wunderbares Heilmittel.

Besucher: „Du siehst ja heute bedeutend besser aus. Verdankst Du es dem Doktor, daß Du so schnell wieder gesund geworden?“

Patient: „In gewisser Beziehung — ja; er sagte mir nämlich, daß er für einen Besuch zwanzig Mark rechne.“

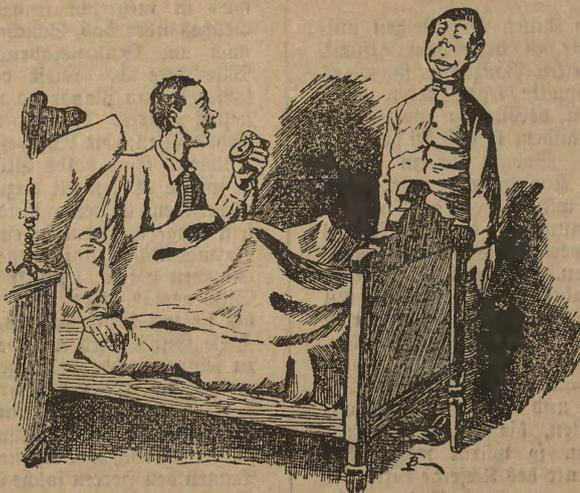
Keiner Unterschied.

Karl fällt im Abiturientenexamen durch, wiewohl sein Oheim Vorsitzender der Prüfung war. „Das hätte ich von dem Bengel nicht gedacht“, sagt der Vater.

„Das hätte ich aber meinem Bruder nicht zugebraut“, sagt die Mutter.

* Lustiges. *

Zu viel Respekt.



Leutnant: „Du hast mich ja nicht geweckt, Kosinski?“

Bursch: „Habe ich geweckt ganz leise, um Herrn Leutnant nicht im Schlaf zu stören!“

* Nachtsch. *

1. Bezierbild.



Wo ist der Hirtenknabe?

2. Füllrätsel.

	r		h	
	k		a	
	r		a	
	e		a	
	s		d	
	o		l	

Die leeren Felder dieser Figur sind so mit je einem Buchstaben auszufüllen, daß die wagerechten Reihen — in anderer Folge — bezeichnen: 1. ein deutsches Gebirge, 2. einen König der Franken, 3. einen ausgezeichneten Astronomen, 4. eine schwedische Landschaft, 5. einen Gott der alten Griechen, 6. ein germanisches Volk, 7. eine Glasart, 8. einen bekannten historischen Roman. — Die mittleren senkrechten und wagerechten Reihen sind gleichlautend.

3. Rätsel.

Als Möbel schlicht und kaum begehrt,
Als Institut Millionen wert,
Im Wasser Schiffsfahrts Hindernis —
Wie heiß ich, Beser? Rätst Du dies?

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Schloß und Schlüssel macht man nicht für treue Hände.
2. I. Brom, Rede, Ober, Merw. II. Berg, Esel, Rega, Glas. — Bromberg.
3. Savine.

Das Corpus delicti.

Freund: „Willst Du dir denn das Ohr nicht wieder anheilen lassen, das Dir Sonntag bei der Rauferei abgeschlagen worden ist?“

Bauer: „Ja, ich möcht' schon, aber des ist halt noch bei den Utten!“

Schmeicheleihaft.

A.: „Nun, wie war's denn im Gefängnis?“

B. (der ein Vierteljahr gefessen): „D, das kann ich Ihnen besten empfehlen!“

Nicht zu vielversprechend.

Vater (zu einem Bewerber): „Sind Sie aber auch im stande, eine Familie zu ernähren?“

Freier: „Pardon, mein Herr, ich will ja bloß Ihre Tochter Sara!“

Aha!

„Das Gesicht des Fräulein Weltlich ist wie ein offenes Buch.“
„Ja, es ist aber schwer, zwischen den Linien zu lesen.“